



Der Schriftsteller
Amos Oz über Jerusalem
als Hauptstadt für Israelis
und Palästinenser, sein
Verhältnis zu Deutschland
und die Rolle des Judas in
seinem neuen Roman

„Der Morgen nach der Hochzeitsnacht“

SPIEGEL: Sie waren mit Siegfried Lenz befreundet, mit ihm sprachen Sie auch über die schwierige Kunst, einen Roman zu beginnen. Ihr jüngstes Werk „Judas“ fängt so an: „Dies ist die Geschichte der Wintertage Ende des Jahres 1959, Anfang 1960.“ Wie kamen Sie darauf?

Oz: Es ist der denkbar einfachste erste Satz. Ich habe diesen Roman so begonnen, als würde ich meinen Enkeln eine Geschichte erzählen, wie ein Märchen.

SPIEGEL: Fallen Ihnen Einstiege leicht?

Oz: Es gibt wenige Dinge, die mir einfach so einfallen. Ich bin ein sehr harter Arbeiter. Schon vor fünf Uhr morgens sitze ich am Schreibtisch. Ich schreibe, formuliere es um, schreibe neu, dann streiche ich alles. Und fange wieder an.

SPIEGEL: Ihre Bücher spielen in markanten Zeiten der israelischen Geschichte.

In „Judas“ sind es zehn Jahre nach dem Unabhängigkeitskrieg, Jerusalem ist noch immer mit Stacheldraht geteilt. Warum blicken Sie dorthin zurück?

Oz: Die Fünfzigerjahre waren für Israel der Morgen nach der Hochzeitsnacht. Die Vierziger waren purer Wahnsinn, der Genozid der europäischen Juden, der Kampf um die Unabhängigkeit, der Krieg mit den arabischen Nachbarstaaten, die Geburt des Staates. Und dann der Morgen danach: Härte, Hunger, kein Strom.

SPIEGEL: Welche Periode war die entscheidende für Israel?

Oz: Die Frage kann ich erst in 150 Jahren beantworten. Jedes Jahr war auf seine Weise entscheidend und so prall. Ich bin 75, das entspricht geschichtlich dem Alter eines 250-jährigen Amerikaners. Denn ich habe sozusagen Israels George

Washington und Abraham Lincoln persönlich gekannt. Welcher Amerikaner kann das von sich sagen?

SPIEGEL: Gab es Phasen in Ihrem Leben, in denen Sie nicht schreiben konnten?

Oz: Oh ja, als ich „Judas“ schrieb, habe ich den Roman bestimmt zweimal in den Papierkorb geworfen, bevor ich weiter schrieb, um dann erneut zu verzweifeln.

SPIEGEL: Dachten Sie je, dass es sinnlos ist zu schreiben, im Krieg etwa?

Oz: Schreiben macht immer Sinn. Menschen haben in den Gulags geschrieben, in den Konzentrationslagern und im Gefängnis, sie schrieben, während sie auf ihre Hinrichtung warteten oder auf den Tod, weil sie unheilbar krank waren. Es gibt keine Zeiten, die zu schrecklich sind oder zu schön für Literatur. Aber es gibt Texte, die sehr schwer zu schreiben sind.

AMOS OZ,

geboren 1939 in Jerusalem, ist einer der bekanntesten und meistgelesenen Schriftsteller Israels, und er ist ein Friedensaktivist, der 1978 die Bewegung „Peace Now“ mitbegründete. In seinen Büchern leuchtet er als literarischer Historiograf tief in die israelische Psyche. Oz ist mit vielen Preisen ausgezeichnet worden, darunter dem Friedenspreis des Deutschen Buchhandels und dem Goethepreis der Stadt Frankfurt.

SPIEGEL: Sie waren Soldat im Sechstagekrieg und im Jom-Kippur-Krieg, aber davon handelt keines Ihrer Bücher.

Oz: Als Kind habe ich den Unabhängigkeitskrieg erlebt, der bei Weitem der schlimmste war. Die Belagerung Jerusalems, der Hunger, die Bombardierung der Stadt durch die Jordanier und die Briten, die zerstörte Wasserversorgung. In „Eine Geschichte von Liebe und Finsternis“ habe ich etwas davon erzählt. Aber nie über meine Erlebnisse auf dem Schlachtfeld.

SPIEGEL: Warum?

Oz: Ich glaube, es gibt keinen Weg, Krieg in Worte zu fassen für diejenigen, die ihn nicht erlebt haben. Das Hauptproblem sind nicht die Schüsse und Explosionen, sondern der Gestank. Krieg stinkt fürchterlich. Ich meine das nicht

metaphorisch, sondern ganz konkret: verbranntes Eisen, verbranntes Gummi, verbrannte menschliche Körper. Das kann man nicht beschreiben, und wenn man das nicht kann, schreibt man besser nicht über den Krieg.

SPIEGEL: Oft heißt es, der Sechstagekrieg war der entscheidende, weil er Ihr Land zur Besatzungsmacht gemacht hat.

Oz: Es ist zu früh zu sagen, was genau die Wasserscheide für Israel war. War es die Staatsgründung? War es 1967 oder der Jom-Kippur-Krieg 1973? Vielleicht auch der Beginn des Siedlungsbaus in den besetzten Gebieten, der Sadat-Besuch oder das Camp-David-Abkommen? Oder die Intifada? Es ist zu simpel zu denken, bis Donnerstagmorgen war Israel toll, und am Abend war es plötzlich schrecklich.

SPIEGEL: „Judas“ spielt in Jerusalem, der Stadt Ihrer Kindheit, die ein zentraler Streitpunkt auf dem Weg zu einer Verständigung ist. In der Genfer Friedensinitiative von 2003, die Sie auch unterstützt haben, sollte Jerusalem Hauptstadt zweier Staaten werden. Ist das immer noch ein Weg?

Oz: Es gibt dazu keine Alternative. Jerusalem ist bereits eine geteilte Stadt, auch ohne Stacheldraht. Und es ist nicht so wie das geteilte Berlin. Die Mauer war aufgezwungen von einer fremden Macht. Jerusalem ist geteilt, weil die Einwohner Jerusalems nicht zusammenleben wollen. Es sind zwei Städte und nicht eine. Eine politische Lösung muss diese Realität berücksichtigen. Ich sage nicht, dass es eine wunderbare Lösung ist, aber es ist einfach die einzig mögliche: eine palästinensische Hauptstadt Jerusalem auf palästinensischem Gebiet und eine israelische Hauptstadt Jerusalem auf israelischem Gebiet.

SPIEGEL: Auch die Ultraorthodoxen in Jerusalem wollen für sich sein.

Oz: Dann machen wir noch einen Vatikan-Staat auf, einen autonomen ultraorthodoxen jüdischen Vatikan von Jerusalem, damit hab ich kein Problem. Sie können sogar ihre eigenen Briefmarken haben und einen Sitz bei der Uno.

SPIEGEL: Sie gingen als Jugendlicher in einen Kibbutz, was hat das für Ihr Schreiben bedeutet?

Oz: Es war die beste Universität für einen Schriftsteller. Ich habe 31 Jahre im Kibbutz Hulda gelebt, einem Dorf mit 400 oder 500 Leuten. Ich habe sie in- und auswendig kennengelernt. Ich kannte ihre Geheimnisse, ihren Tratsch, ich wusste, wer etwas mit wem hinter wes-

LEBEN IM AUSNAHMEZUSTAND

sen Rücken hat. Ich wusste genau, wer was über wen denkt. Für mich als Romanautor ein Mikrokosmos des Lebens.

SPIEGEL: In „Judas“ gibt es viel Einsamkeit, aber auch menschliche Wärme.

Oz: Es ist ein Roman über Ideen und Vorstellungen, zuallererst jedoch die Geschichte dreier Menschen, Schmuël, Atalja und Gerschom Wald, die sich in Alter, Hintergrund, politischen Auffassungen sehr unterscheiden, aber sich im Verlauf von drei Monaten fast lieben. Sie leben in diesem Haus in Jerusalem mit ein paar Geistern: denen von Jesus und Judas, von Ben-Gurion und seinem Gegner Abrabanel.

SPIEGEL: Es geht in der Geschichte auch um Irrtum – worin liegt der?

Oz: Es gibt mehr als einen. Da ist der schreckliche Irrtum von Judas, Jesus nach Jerusalem und ans Kreuz zu bringen, weil er glaubte, Jesus werde lebendig wieder herabsteigen, und das wäre der Beginn der Erlösung der Welt. Dafür bringt Judas sich um. Ataljas Vater Abrabanel hält die Gründung Israels für einen Fehler. Und Gerschom Wald hält, wie Ben-Gurion, den naiven Atheismus Abrabanelns für falsch. Es gibt keinen Konsens darüber, was falsch ist, es ist ein Bildungsroman.

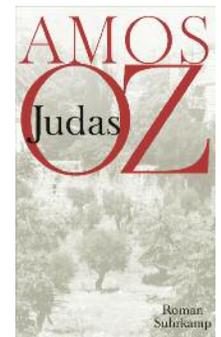
SPIEGEL: Das Christenthema, Jesus und sein Verräter, überrascht. Was hat Sie daran interessiert?

Oz: Ich habe das Neue Testament als Jugendlicher für mich entdeckt, im Schulunterricht kommt es bei uns nicht vor. Jesus hat mich fasziniert, und Judas hat mich verwirrt. Für Antisemiten ist jeder Jude ein Judas. Schauen Sie sich Renaissance-Bilder an, Meisterwerke des Letzten Abendmahls, da gibt es Jesus und elf hübsche Jünger, blond, arisch, keiner sieht semitisch aus, bis auf das hässliche, dunkelhäutige Insekt mit der Hakennase und großen Ohren am Bildrand. Das ist der Ursprung der Nazi-Cartoons.

SPIEGEL: Möchten Sie Judas rehabilitieren?

Oz: Ja, bei mir jedoch macht er einen fürchterlichen Fehler, der zum Tod seines geliebten Meisters führt.

Ich habe mich gefragt: Warum dieser Verrat für 30 Silberstücke? Das



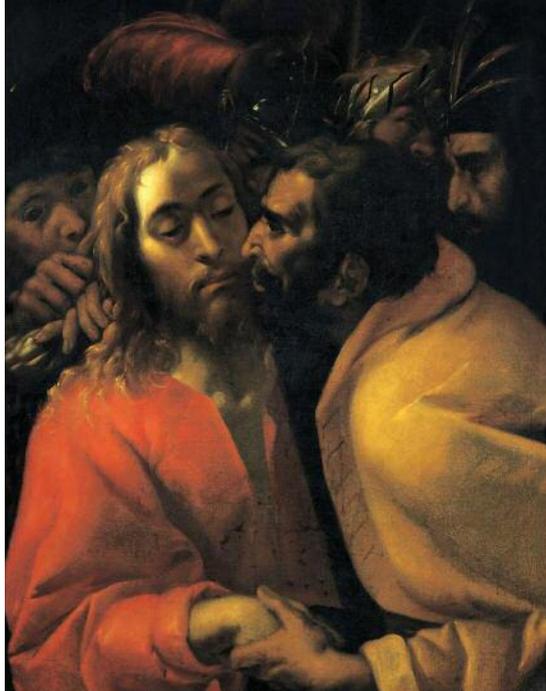
Amos Oz: Judas. Suhrkamp Verlag; 332 Seiten; 22,95 Euro.

war keine große Summe, er war ziemlich wohlhabend, warum sollte er seinen Gott dafür verkaufen? Wenn er wirklich nur gierig gewesen wäre, hätte er sich dann am selben Tag aufgehängt? Warum sollte ihm überhaupt jemand ein Silberstück für die Identifizierung eines Mannes geben, den in Jerusalem jeder kannte? Der nie ver barg, wer er war. Warum dann dieser Kuss des Verräters, der berühmteste der Weltgeschichte? Die Story hat für mich nie funktioniert. Deshalb habe ich eine andere Geschichte geschrieben, in der Judas loyal ist zu Jesus und noch mehr an ihn glaubt als Jesus an sich selbst. Ohne ihn gäbe es kein Christentum.

SPIEGEL: Wie hat man in Israel darauf reagiert?

Oz: Die Israelis hatten viel mehr Probleme mit der Geschichte Abrabanel als mit Judas, das ist ja nicht Teil ihrer Kulturgeschichte. Aber in Italien und Brasilien haben Leser sehr heftig reagiert. Niemand hat mich angegriffen, aber die Leute sind fassungslos. In jeder europäischen Sprache wird man Judas als Verräter verstehen. Und dann kommt da dieser Roman, in dem er ein ziemlich sympathischer Mensch ist. Das ist ein Schock, eine Bombe.

SPIEGEL: Die andere Provokation ist der jüdische Politiker Abrabanel, der Ben-Gurion kritisiert. Seine Tochter Atalja ereifert sich in seinem Namen, vergleicht den Staatsgründer mit dem „Rattenfänger“, dem die Herde „zur Schlachtbank“ folgte, zum Morden, zum Vertreiben. „Ihr habt ganze Flüsse reinen Blutes vergossen, nur damit es hier einen Staat der Juden gab“, sagt sie. Abrabanel macht Ben-Gurion sogar lächerlich als „dieser kleine Mann, dessen Stimme manchmal



Der Judaskuss

Gemälde von Francesco Cairo, 1607 bis 1665

an eine hysterische Frau erinnere“. Was haben Sie gegen Ihren Nationalhelden?

Oz: Sie und Ihre Leser müssen sehr, sehr vorsichtig sein. „Judas“ ist ein Roman und kein Manifest. Er ist vielstimmig, wie ein Chor. Und ich habe versucht, jede Stimme so überzeugend zu machen wie möglich. Der Romancier ist auf jeder Seite und auf keiner.

SPIEGEL: Der alte Wald sagt: Ben-Gurion war der größte Führer, den die Juden hatten, größer als König David.

Oz: Es ist ein Wortgefecht, eine Debatte über die Frage, ob der Nationalstaat ein Ungeheuer ist oder nicht. Für Abrabanel sind alle Nationalstaaten Ungeheuer, mal besser, mal schlechter, aber verschwinden müssen sie alle. Und Ben-Gurion durch den Mund des alten Wald antwortet: Aber warum sollen wir die Ersten sein? Die Juden haben 2000 Jahre das Stück vom Volk ohne Staat aufgeführt, manchmal hat das internationale Publikum geklatscht, manchmal haben

die Zuschauer die Schauspieler mit Eiern beworfen, und häufiger noch haben sie sie umgebracht. Deshalb sagt Gerschom Wald, so lange alle Türschlösser haben und Gitter vor den Fenstern, sollten die Juden einen Staat haben. Wenn die anderen die Schlösser aufgeben, tun wir das gern auch. Ich beziehe keine Stellung im Roman, das tue ich in meinen Artikeln.

SPIEGEL: Als Student gehörten Sie einer Gruppe an, die den Personenkult um den Premier kritisierte ...

Oz: Wenn ich ausrufen wollte: Ben-Gurion, fahr zur Hölle! oder: Abrabanel, du bist ein Träumer!, dann hätte ich nicht fünf Jahre für einen Roman verschwendet. Es geht nicht um Parolen, sondern um Menschen und ihre Geschichte.

SPIEGEL: Sie haben einmal gesagt, wegen Ihres konsequenten Eintretens für den Frieden würden Sie als Verräter betrachtet. Wie Judas?

Oz: Zum ersten Mal bin ich ein Verräter genannt worden, als ich ein kleiner Junge war und mich mit einem britischen Polizeileutnant anfreundete. Er war fett und asthmatisch und brachte mir ein bisschen Englisch bei, ich ihm Hebräisch. Seitdem bin ich sehr häufig als Verräter beschimpft worden, zuletzt im Gazakrieg letzten Sommer.

SPIEGEL: Sie riefen dazu auf, den israelischen Militäreinsatz zu beenden.

Oz: Meiner Ansicht nach hatte Israel ein Recht, die Angriffe gewaltsam zurückzuschlagen, aber der Einsatz der Gewalt war sehr exzessiv geworden. Für mich ist es indes eine Auszeichnung, ein Verräter genannt zu werden, denn ich bin in guter Gesellschaft: Halb Amerika nannte Abraham Lincoln einen Verräter, als er die Sklaven befreite. Ähnlich er-

»Bregman hatte beispiellosen Zugang zu Quellen auf höchster Ebene, hatte Zugriff auf bislang unbekannte, streng geheime Memos, Briefe und Geheimdienstberichte ... Sein Buch ist klug, informativ und detailliert.« *The Guardian*

€ (D) 24,95, ISBN 978-3-280-06573-1



DAS BUCH
ZUR
AKTUELLEN
LAGE

orell füssli
www.ofv.ch

ging es Charles de Gaulle, als er aus Algerien abzog, Sadat, als er nach Jerusalem kam, Ben-Gurion, als er die Teilung des jüdischen Heimatlandes akzeptierte im Jahr 1947, Begin, als er den Sinai zurückgab für Frieden, Rabin und Peres, sogar Sharon, als er aus Gaza abzog. Wie Schmuël im Roman sagt: Manchmal ist ein Verräter jemand, der einfach seiner Zeit voraus ist und den Mut zum Wandel hat.

SPIEGEL: Kürzlich haben Sie wieder eine Petition für einen palästinensischen Staat unterschrieben ...

Oz: Ich finde, aus historischen Gründen sollte Israel das erste Land sein, das einen palästinensischen Staat anerkennt, vor Europa, ja, noch vor der Arabischen Liga.

SPIEGEL: In Ihrem Roman „Der Dritte Zustand“, der 1992 erschien, fragt der Protagonist Fima einen Taxifahrer: „Bis wann sollen wir Ihrer Ansicht nach uns denn noch gegenseitig umbringen?“ Darauf der Taxifahrer: „Meinetwegen noch 100 Jahre. So war das auch zur Zeit der Bibel. Das gibt es einfach nicht, Frieden zwischen Jude und Goj.“ Für wen spricht der Taxifahrer da?

Oz: Für sich selbst, wie alle meine Charaktere, er hat eine bedeutende Meinung. Ich bin kein Soziologe, ich schreibe keine Romane über Menschen, die etwas repräsentieren, sondern über Individuen. Lassen Sie uns nicht vergessen, Sie sind ja Europäerin, dass die Europäer fast 2000 Jahre voller Blutvergießen, Massakern und Genoziden gebraucht haben, bis sie das gegenwärtige Gleichgewicht erreicht haben. Wir hier im Nahen Osten, Juden und Araber, werden keine 2000 Jahre brauchen, und wir werden nicht so viel Blut vergießen, wie es die Europäer getan haben.

SPIEGEL: Angesichts Ihres Einsatzes für die Palästinenser kommen in Ih-

ren Büchern aber ziemlich wenige Araber vor.

Oz: Mit politischer Korrektheit habe ich nichts zu tun. Es gibt nicht genug Homosexuelle, nicht genug Araber, nicht genug diese und jene. Ich kann nur über jemanden schreiben, den ich kenne. Ich kann nicht über Menschen schreiben, deren Schlafzimmer ich nie betreten habe. Es gibt ein paar arabische Figuren in meinen Büchern, nicht als Hauptcharaktere, weil das nicht meine Sache ist, sondern die der arabischen Literatur. Wie viele Nichtrussen gibt es denn in der russischen Literatur als Hauptfiguren bei Dostojewski oder Tolstoi, wie viele Nichtdeutsche bei Thomas Mann oder Siegfried Lenz?

SPIEGEL: Was wussten Sie als kleiner Junge eigentlich über die andere Seite des Zauns 1948 in Jerusalem?

Oz: Ich wusste, dass diese Leute uns ins Meer treiben wollten. Dass sie uns das Heim wegnehmen wollten. Als ich älter wurde, begann ich mich zu fragen, wie ich mich gefühlt hätte als vertriebener Palästinenser 1948: Diese Frage stelle ich mir sehr oft. Was würde ich wollen? Was würde ich bedauern, wenn ich er wäre oder sie? Was würde ich mögen, für was würde ich mich schämen? Die Antwort darauf hat mich nicht zum Pro-Palästinenser gemacht, ich bin nicht pro-palästinensisch, ich bin für Frieden. Der Zusammenstoß zwischen einem israelischen Juden und einem palästinensischen Araber ist eine Tragödie und kein Hollywood-Western mit Gut und Böse. Keine Seite hat 100 Prozent recht oder unrecht. Ein harscher Kritiker der Politik Netanyahus zu sein heißt nicht, dass ich Hamas lieben muss. Ich verachte Hamas. Und wenn ich die Hamas verachte, heißt das nicht, dass ich die Politik der Siedler rechtfertige. Ich verachte ihre Politik.

SPIEGEL: Ihre Eltern mussten aus Europa fliehen, um zu überleben. Sie schworen einmal, Sie würden nie wieder etwas Deutsches anfassen. Sie haben es dann doch getan und sind sogar nach Deutschland gefahren. Wie kam das?

Oz: Als kleiner Junge habe ich alles verachtet, was deutsch war, wegen dem, was sie meinem Volk und meiner Familie angetan hatten. Das Einzige, das ich nicht boykottieren konnte, waren Bücher, denn dann wäre ich so gewesen wie sie, die Bösen. Also las ich mit großer Neugierde Nachkriegsliteratur und Vorkriegsliteratur. Und als ich Lenz und Grass und Böll und Ingeborg Bachmann und Enzensberger las, wurde es für mich immer schwieriger, Deutschland als Ganzes zu hassen. Ich begann mich zu fragen, wie ich mich fühlen würde, wenn ich einer von ihnen wäre. Dann besuchten mich Siegfried Lenz und Lise im Kibbuz, und wir mochten uns. Er erzählte mir von sich als jungem Mann, als Soldat, und ich fragte mich, wie ich mich entschieden hätte. Da beschloss ich, hinzufahren und mit eigenen Augen zu sehen.

SPIEGEL: In einem Essay über 40 Jahre deutsch-israelische Beziehungen sagten Sie vor zehn Jahren, wir sollten die Beziehungen intensivieren, aber die Zeit sei noch nicht reif für Normalisierung. Was sagen Sie heute?

Oz: Intensivierung ja, Verbesserung ja, Normalisierung nein. Die Beziehungen zwischen Deutschland und den Juden können nicht dieselben sein wie zwischen Deutschland und Uruguay. Oder zwischen Israel und Neuseeland. Sie können gut und tief und bedeutend sein, aber nicht normal. Und sie sollten es auch nicht sein.

Das Gespräch führte die Redakteurin Annette Großbongardt.

LEKTIONEN AUS DER KATASTROPHE



Rainer Hermanns historisch-politische Analyse beschreibt die Entstehung und den Aufstieg der Terrororganisation »Islamischer Staat«. Der Autor wagt eine erschreckend schlüssige Prognose: Ein »Dreißigjähriger Krieg« in der arabischen Welt steht bevor, der auch Europa mehr verändern wird als alle anderen Ereignisse seit dem Zweiten Weltkrieg.